

Wir lasen in der Tagespresse

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **21 (1953)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wir lasen in der Tagespresse

Ueber die Liebe

«... Für mich gibt es eigentlich nur eine einzige höchste Art der Wesensberührung, nämlich die Liebe», antwortete der Major. «Wohl gemerkt: die Liebe kann in einer unbegrenzten Vielfalt von Gestalten auftreten. Und *nach meiner Meinung ist keine Form von Liebe verwerflich, sofern sie wirklich Liebe ist und sofern der Liebende selbst sein Tun achtet. Liebe erscheint in erstaunlich mannigfacher Gestalt.* Und damit ist, scheint mir, der gesamte Inhalt des Lebens bezeichnet. Aber glauben Sie mir, wenn Sie diese Vielfalt der Liebesformen leugnen, dann leugnen Sie die Liebe überhaupt. Wenn Sie die Liebe in eine bestimmte Folge anerkannter Gefühle gliedern wollen, dann verwunden Sie die Seele — die Seele der Liebe. Denn Liebe muss vielgestaltig sein, sonst ist sie nichts anderes als Tyrannei, nichts anderes als Tod.»

«Aber warum nennen Sie denn das alles Liebe?» fragte der Graf.

«Weil ich glaube, dass es tatsächlich Liebe ist: *die mächtige Kraft, die menschliche Wesen zueinander hinzieht, ohne Rücksicht darauf, wie die Folgen der Berührung aussehen werden.* Natürlich gibt es auch den Hass — aber der Hass ist ja nur der entgegengesetzte Pendelausschlag.»

Aus: «Der Marienkäfer», Novelle von D. H. Lawrence.
Neue Zürcher Zeitung, Nr. 670, 23. 3. 1953.

*

Ueber das Theater

Zwischen den Theateraufführungen im alten Athen und dem Spielbetrieb eines heutigen Stadttheaters liegt allerlei. Sowohl auf der produzierenden wie auf der konsumierenden Seite herrschen andere Verhältnisse, und so kann auch der auf Flügeln des Papiers, von Lesergeneration zu Lesergeneration, über die zeitliche Distanz hinweg weiter geltende Ruhm der antiken Werke nicht verhindern, dass ihre Rückführung ins Konkrete des Theaters auf Schwierigkeiten stösst. Die «Lysistrata» des Aristophanes ist ein Beispiel dafür; denn *diese Komödie vom Liebestreik der friedenshungrigen Athenerinnen ist ein Männerstück aus einem Männertheater,* und es hinüberzubringen in ein Theater mit gemischter Gesellschaft hüben und drüben kann zwangsläufig nur durch einen Kompromiss versucht werden, bei dem sowohl der ursprüngliche Aristophanes wie auch das heutige Publikum empfinden etwelche Kratzer abbekommen. Dies in Kauf genommen, bleibt das Werk aber trotzdem ein kostbares Stück echter Komödienkunst, das man nicht missen möchte und dessen Aufführung für ein Theater zu einem Verdienst wird. *Denn wieviel steckt doch neben Dingen, die von Frauen gesprochen peinlicher wirken als aus dem Mund von verkleideten Männern unter ihresgleichen,* in diesem Stück auch grossartig Sagenswertes und zeitlos Gültiges, und ist — gerade bei der hier gemeinten Basler Aufführung — auch herrlich zur Wirkung gekommen.

L. in der «Nationalzeitung», Basel, vom 11. IV. 1953.

Ueber moderne Malerei

Der Maler Otto Meyer-Amden (1885—1933) wurde in Bern als letztes von sechs Kindern geboren. Mit sieben Jahren kam er, nachdem er auch noch den Vater verloren, ins Berner Waisenhaus, durchlief dann in Zürich eine Lithographenlehre und besuchte die Zürcher Kunstgewerbeschule, bevor er die Stuttgarter Kunstakademie bezog, um sich dann nach fünf Jahren Deutschlandaufenthalt nach Amden überm Walensee zurückzuziehen in eine selbstgewählte Bergeinsamkeit, aus der er erst sechszehn Jahre später als vollendeter Eremit, den schon die Legende umwebt und die Sage umwittert, halb beschwörend, halb belehrend die Hand erhebend, heraustritt, um in Zürich noch kurze Zeit als Kunstgewerbelehrer zu wirken.

Was malt er? *Gotthard Jedlicka* antwortet auf diese Frage in seinem Buch «*Zur schweizerischen Malerei der Gegenwart*» wie folgt (wir kürzen wohl oder übel etwas): «Seine Erziehung im Waisenhaus ist für seine ganze spätere menschliche und künstlerische Entwicklung entscheidend geblieben... Sie hat ihm sein grosses und eigentlich einziges Thema gegeben... In der ganzen Malerei von Otto Meyer-Amden (in allen bedeutenden Skizzen, Entwürfen und Bilderfolgen, die er im Verlaufe seines kurzen Lebens gestaltet hat), ist die Stimmung des Internates wiedergegeben: Knabenhaft drängendes und noch ungeformtes Leben voll reichster Möglichkeiten, alle Stufungen menschlichen Aufbruchs und Umbruchs, unbewusstes Drängen der erwachenden Sinne... die Freundschaften... das Knabenbündlerische, in dem das Geheimnis blüht, der Schlafsaal, der nächtlicherweise alle verbindet, nächtliche Angst und nächtliche Not, die Sinnlichkeit ohne klare Richtung und Ziel.»

Offenbar handelt es sich also, ausser um ein gemaltes männliches Gegenstück zu *Mädchen in Uniform*, um «eindringliche psychologische Studien» eines Künstlers, der nie so ganz recht über seine nächtlich bedrängenden Pubertäterlebnisse hinausgekommen und nie im vielleicht minderen Glück einer natürlichen Lebensführung und Triebbefriedigung geschwommen ist. Die ständige Verwendung erstens einmal in fast allen seinen Gemälden, gleich welcher Art sie auch seien, eines stets mehr oder weniger nächtlichen Blaus, das gern ins Violette übergeht (Violett gilt bekanntlich als die Farbe, in der sich die Erotik und Mystik auf der gleichen Ebene finden), und dann zweitens die stete Darstellung von Knaben oder auch Mädchen, die aber immer etwas von Knaben haben, ist in dieser psychologischen Beziehung bedeutsam genug. Sind nicht sogar die Köpfe auf dem Glasfenster im Wiedikonener Zwinglihaus samt und sonders Knabenhäuser und ist nicht schon sein frühes *Brustbild eines Mädchens* (1908) eher das Porträt eines Knaben? Ja, zeigt nicht selbst die *Weihnacht des Künstlers*, wahrscheinlich eine seiner letzten Zeichnungen, einen Knabenakt? Man könnte fast, wenn man nicht durch Erfahrung gewitzigt wäre, zur Ueberzeugung kommen. Meyer-Amden hätte in Knaben gedacht.

«Das Bildmotiv», hat aber Meyer-Amden einmal gesagt, «ist die unwillkürliche innere Bewegung des tätigen Künstlers», also nicht der Kontrolle des Bewusstseins oder sonst einer Zensur unterworfen und infolgedessen besonders für den Psychologen äusserst aufschlussreich.

Alle Sperrungen von uns.

Aus der «Tat», Zürich, vom 27. April 1953.
Zu der Ausstellung im Kunsthaus Zürich.